



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Antikes und Altchristliches in Rom : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Antikes und Altchristliches in Rom

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Die uralte Verkehrsbedeutung dieser Gegend am Tiberufer, wo der Rindermarkt und der Gemüsemarkt nahe bei einander lagen, beruhte auch auf den beiden hier über den Fluß nach dem Trastevere hinüberführenden Brücken, dem nach der Tiberinsel geschlagenen Pons Fabricius (Ponte Quattro Capi) und dem 114 v. Chr. etwas unterhalb erbauten Pons Aemilius, dessen Pfeiler- und Bogenreste seit der Hochflut von 1598 Ponte rotto heißen. Statt dieser damals zerstörten Brücke führt jetzt der moderne Ponte Palatino (auch Ponte rotto genannt) hinüber, eine überaus charakteristische und malerische Aussicht eröffnend: stromauf- und abwärts zeigen sich die mächtigen Quadermauern der Tiberregulierung, die dem Flusse ein Flutbett durchschnittlich von 100 Metern Breite durch die ganze Stadt hindurch geöffnet haben, aufwärts die hochbebaute Tiberinsel, die jetzt nach dem linken Ufer hin bei gewöhnlichem Wasserstande landfest geworden ist, abwärts die Mündung der uralten Cloaca maxima unter dem Rundtempel Santa Maria del Sole, von der neuen Ufermauer eingefast, gegenüber auf dem rechten Ufer das Häusergewirr des Trastevere, darüber die lange grüne Linie des Janiculus mit dem alles überragenden, großartigen Garibaldi-Denkmal und der am Ende darüber aufsteigenden blaugrauen Peterskuppel, nach rückwärts auf der einen Seite das hier hoch aufsteigende Kapitol, auf der andern die grünbewachsene Steilwand des Aventin, über deren festungsartiger Mauer ein paar einsame alte Kirchen hervor schauen.

Der Aventin trug schon in der Königszeit auf seinem östlichen Teile den Dianatempel, das römisch=latinische Bundesheiligtum, wurde aber von den innern Hügeln Roms am spätesten mit Häusern besetzt. In der ersten Hälfte des Mittelalters war er stark bewohnt und hatte im neunten Jahrhundert mehrere Adelspaläste, zu denen Otto III. gegen Ende des zehnten einen Kaiserpalast fügte. Erst nach dem verheerenden Brande bei der Einnahme der Stadt durch die Normannen im Mai 1084 verödete der Hügel und blieb klösterlichen Ansiedlungen überlassen. Aus diesem Zustande ist er auch heute noch kaum herausgetreten. Wenn man von der Piazza Bocca della Verità durch die Via della Greca die einsame, stille Via di Santa Sabina hinaufsteigt, sieht man auch oben zu beiden Seiten zunächst nur hohe Garten- und Bienenmauern. An ihr liegen rechts drei Kirchen, Santa Sabina, Sant' Alessio e Bonifazio und Santa Maria del Priorato mit der Villa des Malteserordens. Erst ein Bettler, der in der Nähe seinen Standort hatte, machte mich hier auf die berühmte Schlüssellockausicht aufmerksam. In dem Rahmen eines Schlüssellocks an der Pforte erscheint in der Ferne wie ein Miniaturbild auf Goldgrund die feine Linie der Peterskuppel, denn ein Nebengang führt hier gerade auf die Gartenmauer zu und öffnet den Blick über das Trastevere hinweg genau nach dem St. Peter. Der anmutige Garten enthält die schönste Palme Roms

— sie sind hier noch seltne Ausnahmen —, die auch die schwere Beschädigung bei der französischen Belagerung von 1849 gut überstanden hat, und gewährt von seiner Mauer eine reizvolle Aussicht über die Tiber, das Trastevere, den Janiculum und den St. Peter, namentlich schön im Golde eines Sonnenuntergangs. Bei Sant' Alessio hatte Kaiser Otto III., der erlauchteste aller deutschen Romschwärmer, seinen Palast. Doch die älteste und merkwürdigste Kirche des Aventin ist die Santa Sabina. In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts erbaut zeigt sie noch völlig die ursprüngliche Anlage einer altchristlichen dreischiffigen Basilika mit dem offenen Sparrendach über dem Mittelschiff und 24 prächtigen antiken korinthischen Säulen, die es stützen. Die Kirche wurde 1222 den Dominikanern überwiesen und somit Santa Sabina das Mutterkloster des Ordens. Der führende Bruder, ein deutschsprechender Slowene, zeigte im Garten noch den Orangenbaum, den der Ordensstifter gepflanzt hat, mußte aber auch berichten, daß das böse Governo das Kloster aufgehoben und die Güter eingezogen habe. Dafür erhebt sich am Westabhange des Aventins der mächtige romanische Neubau des Benediktinerklosters Sant' Anselmo. Von dem antiken Dianatempel stammen vermutlich die Unterbauten, auf denen die uralte Kirche Santa Prisca (aus dem vierten Jahrhundert) steht, und wahrscheinlich auch die Säulen der Santa Sabina.

Von Santa Prisca aus sieht man über das Thal des Cirkus maximus, das jetzt wieder fast in seinen ursprünglichen Zustand zurückgesunken ist, nur daß es die Schote und die runden Bassins der Gasanstalt trägt, hinüber einerseits nach der Trümmerwelt des Palatin, andererseits nach dem Cälius, dem Hügel Roms, der in der malerisch-schwermütigen Einsamkeit seiner Gärten, Kirchen und Klöster den Charakter des altpäpstlichen Roms noch am meisten bewahrt hat. Aus den dunkeln Laubmassen und Hecken der Gärten, zwischen Pinien und Cypressen ragt dort San Giovanni e Paolo mit der zierlichen Rundbogengalerie der Apsis, der Renaissancekuppel darüber und dem romanischen Glockenturm auf, etwas tiefer San Gregorio Magno, weiterhin rechts die schlichte Villa Mattei neben der Santa Maria in Domenica. Der bequemste Weg zum Cälius führt von der Stadt aus am Kolosseum und an dem Ziegelftumpf der Meta sudans vorbei durch den Konstantinsbogen und die breite Via di San Gregorio hinaus, die, von schönen Bäumen beschattet, in der Senkung zwischen Palatin und Cälius hinläuft. Dann geht es links eine Nebengasse hinauf, an San Gregorio Magno vorüber nach San Giovanni e Paolo. Das ist eine der ältesten und interessantesten Kirchen der kirchenreichen Stadt. Denn sie ist schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts von einem Senator Pammachius nicht an der Stelle, sondern geradezu über dem Hause der beiden Märtyrer, nach denen sie heißt, erbaut worden, der kaiserlichen Palastoffiziere Johannes und Paulus, die auf Befehl des Kaisers Julianus Apostata am 26. Juni 362 in eben diesem Hause im stillen hingerichtet wurden. Schon unter Symmachus (498—514) war die Kirche Kardinalstitel. Das Haus selbst ist durch den Kirchenbau und die Erhöhung des Straßenniveaus davor in eine Art kellerartiger Räume verwandelt, die Kirche nach dem Normannenbrande von 1084, der auch den Cälius verwüstete, mehrfach erneuert und umgestaltet, zuletzt 1718 in eine Barockkirche verwandelt worden. Doch ist wenigstens die Anlage einer dreischiffigen Basilika mit flacher Decke erhalten, und die Granitsäulen des Mittelschiffs stammen wahrscheinlich aus dem Peristyl des Hauses, das unter dem linken Seitenschiff lag. Eine Marmorplatte auf dem schönen Paviment aus dem dreizehnten Jahrhundert bezeichnet die Stelle der darunter liegenden Hinrichtungsstätte, doch sind die Reste der Märtyrer nicht mehr dort, sondern in einem Porphyr Sarkophag unter dem modernen Hochaltar beigesetzt. Eine enge Treppe, dieselbe, die aus dem Tablinum des Hauses ins Obergeschoß hinaufführte, verbindet jetzt die Kirche mit dem Hause.

Es sind dreizehn ziemlich ansehnliche und hohe, jetzt natürlich ganz dunkle Räume, neben dem Tablinum die Wohnzimmer, das Triclinium, die Küche, der Weinkeller, noch mit großen Thonamphoren ausgestattet, die meisten Zimmer mit verblästen Wandmalereien christlichen Inhalts aus dem vierten Jahrhundert. Die Stelle der Enthauptung und des ursprünglichen Grabes, beim Atrium und nicht weit vom Keller, ist ein enger, niedriger Winkel unter der Treppe. Es hat etwas Erschütterndes, einer Thatfache, die sonst immer als Legende in dämmernder, unsicherer Beleuchtung erscheint, hier gewissermaßen unmittelbar in die Augen zu sehen.

Das anstoßende Kloster, im Besitz der Passionisten seit Papst Clemens XIV. (1769—74), steht ebenfalls auf den Grundlagen eines antiken Baues, von dessen Arkadengängen auf dem kleinen Platze vor dem Eingang der Kirche unter dem Glockenturm noch einige eingemauerte Pfeiler und Bogen sichtbar sind. Hier nämlich stand vermutlich der Tempel des vergötterten Claudius, den Vespasianus vollendete. Auf unser Läuten an der verschlossenen Klosterpforte öffnete uns der greise Bruder Pförtner und führte uns zunächst in den ausgedehnten Gemüsegarten, der den ganzen großen Raum zwischen den antiken Umfassungsmauern der Tempelanlage bedeckt. Als ich ihm bemerkte, da müsse doch viel wachsen, und die Ordensbrüder schienen sich ganz wohl zu befinden, schüttelte der Alte traurig den Kopf und erwiderte: „O nein, die Regierung hat uns alles genommen, wir sind Bettler“ (*mendicanti*). Es ist immer wieder dieselbe Klage, die noch nicht so bald verstummen wird. Und doch vermochte das Bedauern bei uns nicht so recht aufzukommen, denn es war eine wundervolle, träumerische Idylle da oben. In dem kleinen geschützten Gärtchen zwischen den Flügeln des Klosters blühte noch alles in üppigem Flor, von dem wir durchaus ein Sträuschen annehmen mußten; fünf herrliche schlanke Palmen schaukelten ihre feinen Wedel leise im Abendwind, und aus der weiten Stadt klangen von ferne die Glocken zum Ave Maria herauf. Aber es war eine Idylle auf dem gewaltigsten epischen Hintergrunde. Denn von der Umfassungsmauer des Gemüsegartens that sich der Blick auf hier nach dem Riesenringe des Kolosseums und den Trümmern am Forum, dort nach Santa Maria Maggiore und dem Lateran, wieder ein echt römisches Bild!

Ein ähnliches Idyll mit epischer Färbung bietet die nahe Villa Mattei an der Ostseite des Cälius, ein Bau aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Hier wechseln auf dem sich leicht senkenden Gelände weite Wiesenflächen mit schönen Baumgruppen, Myrtensträucher und hohe Lorbeerhecken, Citronenbäume und Rosen, Agaven und Kakteen. Daß „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,“ kann nirgends anschaulicher werden als hier. Da der gegenwärtige Besitzer, Baron von Hoffmann in Leipzig, mit römischer Liberalität die Villa jeden Donnerstag nachmittag dem Publikum öffnet, so sammelt sich hier gern die gute einheimische und fremde Gesellschaft, und man kann wohl auch neben andern Geistlichen einen Cardinal, der dann von allen Seiten respektvoll begrüßt wird, seinen Spaziergang machen sehen, während sein einfaches Coupé draußen vor dem Eingangsthore hält, denn die Zeit der goldstrahlenden vier-spännigen Karossen ist für die Kirchenfürsten seit 1870 vorüber. Von dem Oratorium des Filippo Neri aus, des von Nächstenliebe und lebensfreudigem Gottesbewußtsein überströmenden Augustiners (gestorben 1595), der hier an dem stillen, weltfernen, von hohen Hecken abgeschlossenen Plätzchen mit seinen Schülern und Zuhörern gern verweilte, bietet sich der köstlichste Ausblick über den Park, die Wiesen am Fuße des Hügels, auf denen schönes Vieh weidet, die altersebraune Stadtmauer, die ungeheuern Trümmernmassen der Caracallathermen, die wellige Campagna mit dem Grabmal der Cäcilia Metella und das ferne Albaner-gebirge darüber. Kein Wunder, wenn sich Filippo Neri, ein echter Römer, hier „zur Wonne begeistert“ fühlte!

Gleich im Osten der Villa Mattei liegt zwischen hohen, einförmigen Gartenmauern ein großer Rundbau, San Stefano rotondo. Eine antike Markthalle (Macellum magnum), etwa aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, ist schon vom Bischof Simplicius (468—483) unmittelbar in die Kirche des ersten Märtyrers Stephanus verwandelt worden. Zwei konzentrische Kreise von zusammen 56 meist granitnen Säulen mit sehr rohen ionischen Kapitälern trugen ursprünglich innerhalb des Mauerrings hohe Rundmauern und diese das flach konische Holzbach, sodaß der Durchmesser des ganzen Kreises 65 Meter betrug. Als Nikolaus V. den verfallenen Bau 1453 erneuerte, ließ er die äußere Säulenreihe durch eine Zwischenmauer mit Rundbogenstellungen und kleinen Rundfenstern darüber verbinden und stellte so eine neue, engere Außenmauer von nur noch 45 Metern Durchmesser her; nur einige Seitenkapellen (z. B. der Märtyrer Primus und Felicianus) blieben von dem alten Außenringe übrig. Der an sich auch jetzt noch imposante Eindruck des gewaltigen Runds wird einigermaßen beeinträchtigt durch zwei kolossale Säulen und zwei Pfeiler in der Mittellinie, die rechts und links vom Hochaltar das Dach stützen. Mit geradezu schenßlichen Marterbildern an der Wand, dem Erzeugnis einer brutalen Frömmigkeit und einer unbegreiflichen Henkerphantasie, haben erst die Jesuiten, die Besitzer der Kirche seit Gregor VIII. (1572—85), sie geschändet.

Eine andre Kirche, die Christliches mit Antikem in besonders merkwürdiger Weise verbindet, liegt nordwärts von San Stefano an der vom Kolosseum geradewegs nach dem Vatikan führenden Via di San Giovanni, San Clemente. Die heutige dreischiffige Oberkirche unter offenem Balkendach, der ein weiter Vorhof an der Ostseite vorliegt, stammt erst aus dem Ende des elften Jahrhunderts; die ursprüngliche viel breitere Kirche, die seit dieser Zeit zur Unterkirche geworden ist, ist dagegen schon in der Zeit Konstantins des Großen auf einem noch wesentlich ältern Privathause teils aus republikanischer, teils aus kaiserlicher Zeit, das wahrscheinlich dem Bischof Clemens (um 100 n. Chr.) gehörte, und dessen Reste unter der Apsis und dem hintern Teile der Kirche liegen, errichtet worden. Der eine dieser unterirdischen Räume enthielt ein Heiligtum des Mithras, dessen finstre, ernste Soldatenreligion dem sinkenden Heidentume den letzten sittlichen Halt gegeben hat; an seiner Stelle wurde nach dem Aufhören der Verfolgung eine kleine Kapelle eingebaut. So tritt hier der Kampf zwischen der aufsteigenden und der sinkenden Religion dem Beschauer geradezu leibhaftig, in örtlicher Bestimmtheit entgegen! Die Räume sind jetzt teilweise mit Wasser gefüllt und schwer zugänglich; auch die mit Wandmalereien reich geschmückte Unterkirche ist so dunkel, daß man zwar mit dem üblichen Wachlicht bewaffnet die Fresken einigermaßen, aber die Anlage des Ganzen kaum erkennen kann. Doch sind bei der Erbauung der Oberkirche die marmornen Chorschranken mit dem Monogramm Papst Johannis VIII. (872—882), die beiden Ambonen (Kanzeln) und der Leuchter für die Osterkerze aus der Unterkirche verwandt worden, und San Clemente stellt, auch wie es jetzt ist, das gute Bild einer altchristlichen Basilika dar.

Die ganze Umgegend beherrscht, obwohl ziemlich tief liegend, das Kolosseum, die großartigste Ruine der Welt. Freilich eben eine Ruine. Seit dem elften Jahrhundert erst von den Frangipani, dann von den Annibaldi als feste Burg benutzt, wurde es, als dies 1312 aufhörte, zum Steinbruch, aus dessen prächtigen Travertinquadern seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Palazzi Venezia, Cancelleria, Farnese erbaut wurden, und verlor so den ganzen Außenring nach dem Cälius hin, überhaupt fast die Hälfte seines ungeheuern Steinmaterials. Erst Benedikt XIV. schützte es vor weiterer Zerstörung, indem er es am 19. September 1756 mit allem kirchlichen Pomp und unter unermäßigem Volksgedränge zur Chiesa pubblica, zu einem großartigen Kalvarienberge mit vierzehn Stationen

weihte. Das ist es dann über hundert Jahre lang geblieben, aber dieser kirchliche Schutz kam zu spät.

Auch für die Erhaltung der großartigen Kaiserfora des Cäsar, des Augustus, des Vespasian, des Nerva und des Trajan, die sich in einer wesentlich abweichenden Längsachse auf der Nordseite des Forum romanum und des Kapitols von der Konstantinsbasilika bis beinahe zur Via lata (Corso) erstreckten, hat die Kirche nur sehr wenig gethan, vielmehr sich hier und da zu ihren Zwecken an der Zerstörung beteiligt. So ragen nur dann und wann in den engen Gassen und zwischen den hohen Häusern des römischen Kleinbürgertums, das sich hier im Mittelalter eingenistet hat, vereinzelte Säulen, Säulengruppen und Quadermauern überraschend auf, in ihrer stolzen Wucht sich seltsam abhebend von ihrer jetzigen meist kleinlichen Umgebung. Vom Cäsar- und vom Vespasianforum (Forum pacis) ist gar nichts mehr übrig, vom Forum des Nerva stehen nur noch zwei schöne korinthische Säulen mit reichem Gebälk und Reliefschmuck, die mit der dahinter liegenden Quadermauer zur östlichen Einfriedigung am Tempel der Minerva gehörten und noch jetzt bis zur Hälfte im aufgehöhnten Boden stecken (le Colonnacce); vom Augustusforum stehen noch beträchtliche Teile der kolossalen schwarzgrauen Umfassungsmauer, die hier teilweise die Richtung der modernen Straßenfronten bestimmt hat, und von dem es beherrschenden Tempel des Mars Ultor drei hohe korinthische Säulen und ein Pfeiler mit Gebälk von der Ostseite. In diesen Tempel baute schon im fünften Jahrhundert Simplicius I. die Kirche San Basilio hinein, aber wahrscheinlich wurde er dabei auch größtenteils abgebrochen; das Forum selbst verödete und versumpfte und war mit üppiger Vegetation bedeckt, sodaß es im Volksmunde Hortus mirabilis, der Wundergarten, hieß. Im vierzehnten Jahrhundert traten Kirche und Kloster dell' Annunziata an die Stelle von San Basilio, und dieses setzte auf die drei Säulen und die Tempelmauer seinen Glockenturm, der erst 1820 abgetragen wurde.

Am meisten ist noch vom Trajansforum erhalten, Reihen von Säulenstümpfen aus Granit und einzelne umherliegende gewaltige Säulenschäfte aus demselben Stein um die Riesensäule Trajans auf einem Platze, der 6 Meter tiefer als das Niveau der ihn umgebenden Straßen liegt, die traurigen Reste der prachtvollen Basilika Ulpia vor dem Tempel Trajans. Bruchstücke der Umfassungsmauern sind in angrenzende Häuser verbaut. Das war das Werk, vor dem Kaiser Konstantius im Jahre 357 stand „wie betäubt, indem er seinen Geist durch die gigantischen Wölbungen schweifen ließ, die weder mit Worten beschrieben werden können, noch für Sterbliche zum zweitenmal erreichbar sind.“ Heute würde er höchstens die Trajanssäule wieder erkennen. Obwohl im siebenten Jahrhundert von den byzantinischen Kaisern seines reichen Bronzeschmucks meist beraubt, stand das Trajansforum noch im achten Jahrhundert als Ganzes aufrecht. Erst im zehnten Jahrhundert begann die Verödung, Gärten entstanden hier, und im Jahre 1032 wird eine Kirche S. Nicolai sub columnam Traianam erwähnt, der die Säule selbst gehörte, bis der römische Senat 1162 beide dem Kloster San Ciriaco (Santa Maria in Via lata) zusprach oder es in ihrem Besitz bestätigte und jede Verlegung der Säule mit dem Tode bedrohte, „damit sie zur Ehre der Kirche und des ganzen römischen Volkes unverletzt und unbeschädigt bleibe, so lange die Welt dauert.“ Das schützte die Säule vor Zerstörung, aber nicht die Bauten des Forums; deren Baumaterialien sind vielmehr wahrscheinlich für diese Kirche und für ein paar ihr folgende kleinere und wieder verschwundene verwandt worden. Im zwölften Jahrhundert war alles um die Säule herum wüst und mit Schutt bedeckt, und neue Gassen begannen sich auf dem erhöhten Terrain zu bilden, die die Säule fast ganz einschlossen. Erst Sixtus V. ließ die Basis freilegen und 1587 die Bronzestatue des Apostels Petrus hinaufsetzen; daneben entstanden die beiden anmutigen kleinen Kuppelkirchen,

Santa Maria di Loreto bald nach 1500, Santissimo Nome di Maria 1683, beide über den Fundamenten des Trajanstempels, und seit 1812 erhielt der Platz durch Ausgrabungen allmählich seine heutige Gestalt.

Auch die Markusäule, die nicht auf einem Forum, sondern auf einem kleinen Platze an der Via lata, dem Vorläufer der heutigen Piazza Colonna, stand, verdankt ihre Erhaltung vor allem der Kirche. Schon vor 955 war sie im Besitze des Klosters San Silvestro in Capite, dessen malerisches Gebäude in der Via della Vite seitwärts vom Corso heute das Hauptpostamt enthält, und daneben lag eine kleine Kirche, Sant' Andrea. Dann wurden beide verpachtet und drohten dem Kloster verloren zu gehn, bis dieses 1119 jeden mit seinem Fluche belegte, der Säule und Kirche zu entfernen sich unterfange. Die Apostelstatue (des Paulus) gab Sixtus V. auch dieser Säule 1589 zugleich mit einem neuen Postament, denn das antike liegt 7 Meter tiefer.

Hat man sich durch das Gassengewinkel dieses Stadtteils westlich vom Corso nicht ohne Mühe durchgewunden, so findet man sich überrascht auf einem ansehnlichen Platze zwischen hohen Häusern, in dessen Mitte ein Springbrunnen unter einem hohen Obelisken rauscht, und sieht diesem gegenüber ein mächtiges schmuckloses Bauwerk mit flachem Kuppeldach und einer säulengetragenen Vorhalle. Es ist das Pantheon, das besterhaltne Monument des antiken Roms und zugleich sein großartigstes. Nach der einfachen Inschrift am Architrav der Vorhalle, die sich übrigens nur aus den Nietlöchern für die verschwundenen Metallbuchstaben erschließen läßt, hat M. Agrippa, der Feldherr und Schwiegersohn des Augustus, den Bau im Jahre 25 v. Chr. errichtet; allein die Ziegelstempel machen es unzweifelhaft, daß das Pantheon so, wie es jetzt vor uns steht, erst zur Zeit des Kaisers Hadrian, der es auch historischen Nachrichten zufolge nach einem Blitzschlage im Jahre 110 wieder hergestellt hat, mit Benützung älterer Werkstücke erbaut worden ist als eine durchaus original-römische Schöpfung, wenn auch vielleicht unter einem gewissen Einfluß hellenistisch-orientalischer Vorbilder, die auf die Kunst der römischen Kaiserzeit überhaupt sehr stark eingewirkt haben. Denn griechisch ist nur die Tempelvorhalle und die Dekoration; der Rundbau selbst ist ganz und gar römisch, im Grunde die höchste künstlerische Gestaltung des runden uritalischen Hauses, wie es noch jede Rohrhütte der Hirten und Kohlenbrenner in der Campagna zeigt, und die kleinen Rundtempel (z. B. der Vesta, der Göttin des Hausherdes) es zuerst ins Künstlerische übersezt haben; nur deckt hier eine gewölbte Kuppel, wieder eine original-römische Schöpfung, den Bau, und zwar eine genau abgemessene Halbkugel einen Cylinder von derselben Höhe und demselben Durchmesser (42,85 Meter im Lichten), sodaß ein genaues mathematisches Verhältnis herauskommt, denn der Rauminhalt beider ist wie 2 zu 3, ein Verhältnis, wie es schon Archimedes in seiner bekannten stereometrischen Figur festgestellt hatte. Nach Hadrian hat noch Septimius Severus im Jahre 202 daran gebaut, und im vierten Jahrhundert bewunderte man das „himmelsgleiche Gewölbe.“ Pantheonum (Pantheon) aber, d. h. das Hochheilige, hieß das Gebäude schon im ersten Jahrhundert, und es war allen Göttern gewidmet. Unter Kaiser Honorius wurde es 399 als Tempel für den heidnischen Kultus geschlossen. Doch etwa zweihundert Jahre später schenkte es Kaiser Phokas dem Bischof Bonifazius IV. (608—615), und dieser weihte es am 13. Mai vermutlich des Jahres 609 der Maria und allen Heiligen. Denn längst hatte sich eine christliche Mythologie gebildet, die das göttliche Licht in tausend Strahlen brach, dafür aber es auch dem Menschen näher brachte. Seitdem schützte die Kirche den herrlichen Bau, ohne ihn freilich vor Verstümmlungen und Umbilden zu bewahren.

Die gewaltige tiefe Vorhalle, von sechzehn mächtigen glatten korinthischen Säulen aus graurötlichem Granit getragen, von denen acht in der Front stehn, enthält weder

die (von Hadrian wieder angebrachte oder erneuerte) Widmungsinchrift Agrippas mehr, noch das Bronzerelief des Giebelfeldes, noch die Bronzefallen, die einst die drei Tonnengewölbe über den Säulen trugen; denn diese ließ Papst Urban VIII. im Jahre 1632 wegnehmen, um aus der kolossalen Metallmasse von mehr als 450 000 römischen Pfunden das Tabernakel über dem Hochaltar der Peterskirche und Kanonen für die Engelsburg gießen zu lassen; auf der Vorhalle aber war 1270 ein Glockenturm errichtet worden, den zwar derselbe Papst entfernte, aber durch zwei kleinere, nicht minder geschmacklose Türmchen zu beiden Seiten des Daches, die beiden jetzt glücklicherweise ebenfalls verschwundenen „Eselsohren,“ ersetzt ließ. Der Rundbau selbst zeigt von außen her nur die obere Hälfte der Kuppel, im übrigen die braunrote, 6 Meter starke Ziegelmauer, von zwei Karniesen und von eingemauerten Bogen gegliedert; die alte kostbare Marmorbekleidung ist ebenso verschwunden wie die Bedachung der Kuppel mit vergoldeten Bronzeziegeln, die Kaiser Konstantin II. schon 663 entführte, und die dann durch eine Bleibedachung zuletzt unter Martin V. (1417—31) ersetzt wurde. Aber das alles hat die Erhabenheit der „Rotonda“ nicht zerstört, denn diese liegt im Innern, und auch diese Bevorzugung des Innenbaus ist etwas Neues, Originelles, was den christlichen Kirchenbau vorbereitet hat.

Wir treten aus der Vorhalle durch die hohe antike Bronzethür und stehen wie gebannt in diesem wunderbaren Raume, dessen Eindruck auf seinen reinen Verhältnissen noch viel mehr beruht als auf seinem Schmuck, unter dieser Kuppelwölbung, die so groß und einfach wirkt wie das Himmelsgewölbe selbst. Noch bedeckt den Fußboden das prachtvolle antike Paviment aus Granit-, Serpentin- und Marmorplatten, den untern Teil der Cylinderwand die kostbare Marmorbekleidung, und die acht großen und acht kleinen Nischen, die die einförmige Wand unterbrechen und beleben, sind mit Marmorsäulen und Pfeilern geschmückt, während der obere Teil der Cylinderwand nur von einfachen, flachen Nischen gegliedert wird. In diesen untern Nischen standen die Götterbilder, wie später die Heiligen, in der großen gegenüber dem Eingange das des Jupiter, wo jetzt der Hochaltar steht. Aber auch noch in anderm Sinne als dem religiösen ist das Pantheon eine Kultstätte geworden. Denn links ruht in einer Nische Raffael, dessen Grab die von ihm in seinem Testament gewünschte betende Madonna von Lorenzetto bezeichnet, und gegenüber auf der rechten Seite birgt ein kolossaler schwarzer Marmorsarkophag mit der einfachen Inschrift *al liberatore* die sterblichen Reste des ersten Königs von Italien. Die Wand darunter ist beständig mit kostbaren Kränzen bedeckt, und in ein ausliegendes Buch schreiben alljährlich Tausende von Besuchern ihren Namen ein. Von der Attika aus steigt die Kuppel empor, 1747 unter Benedikt XIV. der kostbaren Bronzebekleidung ihrer Kassetten beraubt, aber gerade in ihrer schlichten Wucht unvergleichlich, und oben im Scheitelpunkt öffnet sich das große Auge von fast 9 Metern Durchmesser, durch das der blaue Himmel hereinschaut, die einzige Lichtöffnung des Gebäudes. Da die Sonne nie so hoch steigt, daß ihre Strahlen den untern Teil des Innern erreichen, so wirkt diese Beleuchtung wunderbar gleichmäßig ohne den scharfen Gegensatz von hellem Licht und tiefem Schatten, der bei jeder seitlichen Beleuchtung hervortritt.

Wenig Schritte von diesem erhabnen Bau öffnet sich der belebte schöne Platz der Santa Maria sopra Minerva, deren Name schon verrät, daß sich diese Marienkirche mit ihrem ehemaligen Kloster über einem Minerventempel erhebt, daß die jungfräuliche Gottesmutter also auch hier die Götterjungfrau verdrängt hat. Schon um 800 stand hier die Kirche in Minervio, doch die jetzige, die einzige gotische Roms, hat nichts von antiken Resten, sondern ist ein Neubau des Dominikanerordens aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Was von Tempelresten noch im sechzehnten Jahrhundert im Klostergarten zu sehen war, ist längst verschwunden; den

1665 dort aufgefundenen kleinen Obelisken trägt Berninis Elefant auf dem Brunnen vor der Kirche.

Was von Rom Bedeutung hatte, das lag im Altertum auf dem linken Tiberufer; darum findet sich auf dem rechten, im heutigen Trastevere, kaum ein wichtiger antiker Überrest. Nur die Tiberinsel, die den Fluß spaltete und damit den Übergang erleichterte, aber seit der großen Tiberregulierung landfest geworden und nur durch ein gewöhnlich trocken liegendes Flußbett vom linken Ufer getrennt ist, hatte als Heiligtum des Heilgottes Askulapius (seit 292 v. Chr.) eine größere sakrale Wichtigkeit. Auch an diesen Tempel knüpfte eine christliche Kirche an, denn in und mit ihren Resten baute Kaiser Otto III. im Jahre 1000 seinem schwärmerisch verehrten Jugendfreunde Adalbert von Prag, der im heidnischen Preußen als Märtyrer gefallen war, und dem hl. Bartholomäus eine Kirche. Aus dem Tempel stammen jedenfalls ihre vierzehn Granitsäulen, im übrigen ist sie modernisiert; nur der Glockenturm, die Inschrift über der Hauptthür von 1113 und Reliefs im Innern am Hauptaltar mit der Gestalt Ottos III. erinnern an den Gründer, den einzigen deutschen Kaiser, der in Rom eine Kirche gebaut hat.

Aus den engen, winkligen, kleinstädtischen Gassen des Trastevere, die jetzt vom neuen Ponte Garibaldi her oberhalb der Insel eine breite, gerade Zukunftsstraße, der Viale del Re, durchschneidet, ragt nicht weit vom Flusse eine ansehnliche Kirche empor, Santa Cecilia in Trastevere. Hinter einem weiten Vorhof erhebt sich die von vier antiken ionischen Säulen getragene Vorhalle, darüber ein Renaissancegiebel und der romanische Glockenturm. Sie gehört zu den ältesten Roms, denn sie wurde auf den Wunsch der Märtyrerin bald nach ihrem Tode (22. November 232) über dem Hause ihrer Eltern erbaut und war schon im fünften Jahrhundert Titelfirche eines Kardinals. Die Heilige wurde indes zunächst in den Kallistuskatakomben bestattet und erst im Jahre 822 von Papst Paschalis II., der die Kirche erneuerte, in dieser beigesetzt. Als 1599 der Kardinal Emilio Sfondrato einen modernisierenden Umbau namentlich des Innern vornahm, fand er am 20. Oktober den Cypressensarg und in ihm die Leiche, auf der rechten Seite liegend, in seine, goldgestickte Gewänder gehüllt, zu Füßen die blutgetränkten Tücher, den Kopf mit dem Gesicht zu Boden geneigt, die Hände leicht gefesselt, im Nacken die Spuren der drei Schwertstiche, die sie nicht sofort getötet hatten (nach römischem Gesetz durfte der Henker nicht mehr als dreimal schlagen). In dieser Haltung bildete sie der junge Stefano Maderna, und diese liegende Marmorstatue schmückt die Nische unter dem Hochaltar über der Konfession, der Märtyrergruft, wird auch in Rom in zahllosen Nachbildungen verkauft. Eine schmale Treppe führt aus dem rechten Seitenschiff in die Räume des antiken Hauses hinunter; hier sieht man noch das Badezimmer mit den wohl erhaltenen Heizungsrohren und die weiße Marmorplatte, auf der Cäcilia die tödlichen Streiche empfangen hatte. Wieder tritt eine Thatfache der ältesten Kirchengeschichte unmittelbar in die Gegenwart herein.

Nördlich vom Trastevere haben erst die Kaiser einzelne Bauten aufgeführt, Cajus Caligula den Cirkus, den später Nero benutzte, Hadrianus sein großartiges Grabmal. Auch dieses ist wie das Pantheon ein niedriger Cylinder von 67 Metern Durchmesser und 22 Metern Höhe auf einem quadratischen Unterbau und war vermutlich von einem kegelförmigen Aufbau gekrönt. Jetzt ist weder von diesem noch von dem reichen Marmor- und Statuenschnuck des Gebäudes das Geringste mehr übrig, sondern nur noch ein mächtiger braungelber Steincylinder aus den unverwundlichen Travertinquadern, von päpstlichen Wohngebäuden und dem Kolossalstandbilde des Erzengels Michael, der das Schwert einsteckt, überragt, von Festungswerken umgeben, und in dieser verstümmelten und doch imponierenden Gestalt bietet die Engelsburg, ein festes Brückenkastell schon seit dem sechsten Jahrhundert, mit

der Engelsbrücke, dem antiken Pons Aelius, und der Peterskuppel im Hintergrunde eines der charakteristischsten und imposantesten Bilder Roms. Freilich hat sich die Gestaltung der Tiberufer durch die mächtigen Quadermauern der neuen Tiberregulierung völlig geändert und den alten malerischen Zug eingeblüßt, und neben der wenig veränderten Engelsbrücke überspannt heute eine häßliche neue Eisenbrücke für die Straßenbahn den Fluß, ein Bild, das den Gegensatz zwischen dem antiken Rußbau, der niemals der Schönheit vergaß, und dem modernen Nützlichkeitsbau, der danach kaum mehr fragt, besonders grell hervortreten läßt.

Wenig verändert hat sich dagegen die alte Altstadt, der Borgo, wie sie mit deutschem Namen frühzeitig genannt wurde, eine früh mittelalterliche, schon um 850 besetzte Schöpfung bei der Peterskirche, seit deren Entstehung der kirchliche Mittelpunkt Roms und der katholischen Christenheit. Einige enge, ziemlich kleinstädtische Gassen bilden ihn noch heute, die einzigen in Rom, deren bescheidne Schaufenster „geistliche Waren“ sehen lassen, Heiligenbilder, Rosenkränze, Porträts des Papstes u. dergl. Sie laufen alle nach dem Petersplatz und der Peterskirche. Doch so imposant das weltbekannte Bild ist, das sich hier auf leise ansteigender Fläche bietet, das riesige Säulenoval Berninis um den Obelisken und die beiden rauschenden Springbrunnen im Vordergrund, dahinter die stolze, prunkende Fassade der Kirche mit der wundervoll geformten Niesenkuppel darüber, daneben rechts die hohen langen, fensterreichen Fronten des Vatikanischen Palastes, es entbehrt doch im Grunde des tiefen historischen Reizes, der so viele andre Bauten Roms umgiebt, denn alles, was sichtbar ist, gehört der Hochrenaissance und dem Barockstil an. Von der alten Peterskirche sind nur noch in der jetzigen Unterkirche, dem Sagre Grotte Vaticane, einige Reste übrig, von ihrer antiken Grundlage nichts mehr. Einer solchen hat nämlich auch die ursprüngliche, frühchristliche Basilika aus der Zeit Konstantins des Großen nicht entbehrt. Sie entstand auf der Grundlage und aus den Materialien des zerfallenen Neronischen Cirkus, und zwar so, daß ihre Mittellinie nur wenig entfernt von der Nordwand des Cirkus verlief und die Kirche selbst etwa dem vordern Teile der heutigen entsprach. Sie war also eine Grab- und Gedächtniskirche der ersten Blutzengen, die Rom bei der Christenverfolgung des Jahres 65 an dieser Stelle fallen sah, ein 88 Meter langer, aber nur 27 Meter hoher, fünfschiffiger Bau hinter einem großen Säulenvorhofe. Von der Fassade wenigstens giebt uns noch das Raffaelische Gemälde in der Stanza dell' Incendio des Vatikans, das den Brand von 847 und seine Beendigung durch den Kreuzfegen Leo IV. darstellt, eine Vorstellung; es zeigt eine querliegende Vorhalle mit mosaikengeschmückter Wand über fünf Thüren und über dem nach vorn abfallenden Dache den breiten, dreifenstrigen Giebel des erhöhten Mittelschiffs. An diese alte, ehrwürdige Basilika zu St. Peter knüpften sich große und schmerzliche Erinnerungen der deutschen Nation, denn hier sind fast alle ihre mittelalterlichen Kaiser als Erben der Cäsaren gekrönt worden; die jetzige Peterskirche erweckt uns nur das Gedächtnis an Luthers Kampf gegen den Ablass, die Kirchenspaltung und die Gegenreformation des erneuerten Papsttums; innere Beziehungen hat die Mehrheit des deutschen Volks so wenig zu ihr, wie der deutsche Geist Anteil hat an dem modernen ultramontanen Katholizismus.

So wird den Fremden in Rom oft die Beobachtung verstimmen, daß hier das Mittelalter die antiken, die Neuzeit die mittelalterlichen Bauwerke nach eigenem Bedürfnis und Geschmack rücksichtslos beseitigt oder umgestaltet hat; aber gerade in diesem sozusagen naiven Verfahren spricht sich die Empfindung eines ununterbrochenen Zusammenhangs mit der Vergangenheit aus, deren Denkmäler den Römern eben nicht als etwas Totes, Abgethanes, daher auch nicht als Gegenstände historischer Betrachtung und pietätvoller Schonung erschienen. Was aber auch Mittelalter und Neuzeit in Rom verwüstet haben, sie haben dabei doch immer die künstlerischen

Überlieferungen in ihrer Art festgehalten, und wie die römische Kaiserzeit gebaut, wie sie namentlich die Innenräume gestaltet und ausgeschmückt hat, das sehen wir aus den Kirchen und Palästen vor allem der Renaissance fast besser als aus den gerade von ihr noch arg verstümmelten Resten des Altertums.



Die Kohlennot



Als im vorigen Winter die Klagen über die Kohlennot laut wurden, beschäftigte sich die öffentliche Meinung hauptsächlich mit der Frage, ob und inwieweit den Unternehmerkartellen die Haupt- oder Mitschuld an der Kalamität beizumessen wäre. Wie schnell das Kartellwesen auch in Deutschland zugenommen hatte, zeigte schon eine private Zählung von 1897, wonach damals im ganzen 345 industrielle Kartelle bestanden, von denen unter andern 82 auf die chemische Industrie, 80 auf die Eisenindustrie, 59 auf die Industrie der Steine und Erden, 38 auf die Textilindustrie, 19 auf die Papierindustrie, 18 auf die Holzindustrie und 17 auf die Kohlenindustrie kamen. Von 260 dieser Vereinigungen bestanden vor 1865 nur 5, vor 1870: 6, vor 1875: 8, vor 1879: 14, vor 1896: 260. Seitdem geht, wie das Kaiserliche Statistische Amt Ende 1899 bemerkt hat, die Entwicklung zwar nicht mit derselben „Rapidity“ weiter, da die Hauptunternehmungszweige eben schon kartelliert sind, aber doch ist die Zunahme immer noch bedeutend. Die ganze deutsche Kohlenproduktion — sowohl die Steinkohlen- wie die Braunkohlen- und die Koksproduktion — ist heute mit verschwindenden Ausnahmen in der Hand solcher Vereinigungen, die allerdings in verschiedenem Umfang die Unternehmertätigkeit ihrer Mitglieder beherrschen, aber immerhin einen großen Einfluß auf Produktion und Preis ausüben können. Mit das ausgedehnteste und mächtigste aller Kartelle in Deutschland ist das Rheinisch-Westfälische Kohlsyndikat, das seit dem 1. März 1893 besteht. Wenn nun diese Kartelle überhaupt fähig sind, sich auch nur für eine kurze Zeit tatsächlich Monopolpreise zu sichern, so werden sie unter Umständen unzweifelhaft auch gemeingefährlich werden können, und wenn vollends die Kohlsyndikate die Macht erlangten und die Tendenz hätten, einen tatsächlichen Monopolpreis rücksichtslos auszubenten, so würden sie in einem Grade gemeingefährlich werden, daß das schärfste gesetzgeberische Einschreiten berechtigt erschiene. Dann würde die Verstaatlichung des Kohlenbergbaus ernstlich ins Auge gefaßt werden müssen. Schon jetzt sind zum Teil recht ungestüme Wünsche in dieser Richtung laut geworden. Man unterschätzt dabei aber bei weitem die Schwierigkeiten einer solchen Maßregel und die damit notwendig verbundenen neuen Übelstände, und man setzt vor allem ohne jeden Beweis voraus, daß die Syndikate die Schuld an der Kohlennot tragen.

In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 1. Februar 1900 brachte der Abgeordnete Freiherr von Cynatten die Frage in sehr maßvoller Weise zur Sprache und veranlaßte dadurch den Minister für Handel und Gewerbe zu einigen bemerkenswerten Erklärungen. Der Minister konnte zunächst mit Recht darauf